

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Dienstag, 8. Januar

1929.

(24. Fortsetzung.)

## Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

Der Sipo und Herbert standen unbeweglich. Erst ein schwaches Stöhnen, das aus dem Laden drang, schreckte sie auf. Und dann teilte sich die Portiere: Thea stand dort, blaß, bebend, mit Augen, die ein Grauen ausströmten. Sie stand ganz offenbar noch unter dem Eindruck des von ihr Miterlebten, wußte nicht, was später geschehen war, denn plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus.

„Vater!“ Sie warf sich neben den Alten auf die Knie und umschlang seinen Kopf mit dem wehenden Haar. „Vater!“ Darauf brach sie in ein Schluchzen aus, das kein Ende nehmen wollte.

Schumann kam mit zwei Sicherheitspolizisten zurück, die einen Straßensaum vor dem Hause freihielten — denn Kopf drängte sich an Kopf —, und wenige Minuten später erschien in einem Auto die Mordkommission.

Der Kommissar ließ sich von Rumpnagel Meldung erstatten, während der Polizeiarzt die Leichen untersuchte. Roberts war, wie ein flüchtiger Blid zeigte, regelrecht erdrosselt worden, nachdem vorher ein Ringen stattgefunden hatte; davon zeugten nicht nur die herumliegenden Kleiderstücke, sondern auch die Kratzwunden in Sperbers Gesicht, beredter aber noch die Hände des Alten; sie umschlossen wie kaum zu lösende Klammern Edelsteine, die sie angesichts des nahen Todes noch errafft hatten, als sollten sie mit ins Grab genommen werden.

Dieser Fall lag so klar, daß es eines Kombinierens nicht bedurfte, schwieriger gestaltete sich die Angelegenheit, soweit Herbert Godebrecht und sein Opfer in Betracht kamen. Der Kommissar prüfte lange Zeit aufmerksam das Gesicht des jungen Mannes; er drang mit seinen Blicken förmlich bis in dessen Seele, ohne zu einem klaren Urteil zu gelangen; endlich schien ihm eine Erleuchtung zu kommen. Er betrachtete abwechselnd das Gesicht Theas und das Herberts. Zwei junge Menschen, die sich, allen gesellschaftlichen Schranken spottend, gefunden hatten; der Nebenbuhler, der da mit der tödlichen Wunde und den Verbrechermerkmalen auch noch im Tode, hatte daran glauben müssen. Das war die Lösung; alles übrige war Sache der Staatsanwaltschaft.

Die umhergestreuten Edelsteine, die unentwegt ihr Feuer ausstrahlten, wurden gesammelt und mit denen, die Sperber bereits zu sich gesteckt hatte, in die Kassette getan, in der sie vorher gelegen hatten; alles übrige wurde Rumpnagel, der fast immer nur Thea anblickte, zur Bewachung übergeben.

„Und Sie?“ wandte sich der Kommissar mit einem mitleidigen Blick an Thea, „wo wollen Sie diese Nacht bleiben, liebes Fräulein?“

Schumann trat einen Schritt vor. „Mit Erlaubnis, Herr Kommissar! Wenn Fräulein Roberts mit mir kommen will? ... Ich wohne hier eben um die Ecke, und meine Frau ...“

„Die Entscheidung hängt von Ihnen ab, Fräulein Roberts.“ Thea nickte willenlos.

Während dieser Vorgänge hatte Herbert Godebrecht Stellung und Haltung kaum verändert. Die fremden Gestalten um ihn herum, ja sogar die Leichen erschienen ihm wie Traumbilder, so sehr war seine Gefühlswelt

erstorben. Er hörte nicht einmal die Worte des Kommissars, die ihm galten, oder doch, sie drangen aus je weiter Ferne an sein Ohr, daß er sie nicht verstand; es bedurfte erst einer Berührung seines Armes, um ihn in die Gegenwart zurückzubringen.

„Sie sollen abgeführt werden, Herr Godebrecht!“ sagte Rumpnagel mit bebender Stimme.

„Abgeführt?“ wiederholte Herbert aufblickend. „Gewiß, führen Sie mich ab.“

Er vernahm dann, auf die Straße und in das Auto geleitet, Zuruße, die wie Verwünschungen klangen beim Vorbeifahren an der Kellerrwirtschaft, in der nach wie vor das Leben jubilierte, drangen die Töne der Orchestrions wie Schritte eines Mißhandelten an sein Ohr; dann lag die Gildengasse und „was daran bamelte“ hinter ihm.

In der letzten Reihe der aufgeregten Menge stand ein junger Mann mit einem dicken Wollschal um den Hals und einer Sportmütze auf dem Kopfe; auf allen Bemerkungen fand er nur ein mürrisches Achselzucken als wolle er ausdrücken: Was geht mich das an? ...

Herbert Godebrecht stand vor dem Kommissar und gab, allmählich wieder zur Besinnung gekommen und damit zu einem halbwegs klaren Erkennen seiner Lage, eine Schilderung der Tat und ihrer Motive. So viel begriß der erfahrene Kriminalist — hatte er längst begriß —, daß hier alles andere vor ihm stand als ein kaltblütiger Mörder. Allerdings: von der vorgefaßten Meinung, daß Eifersucht die treibende Kraft gewesen sei, mochte er sich nicht trennen; die Möglichkeit, daß ein junger Mann der sogenannten besseren Stände aus purer Teilnahme an dem Schicksal eines bedauernswerten Mädchens eine glänzende Festlichkeit verlassen könne, um in gefährliche Niederungen hinabzusteigen, erschien ihm schlechthin unbegreiflich, ja undenkbar. Aber die Sympathie, die er dem Unglücklichen unwillkürlich entgegenbrachte, veranlaßte ihn, den Bericht an die Presse so abzufassen, daß die Angehörigen und Freunde nach dem ersten Schreck im Zweifel bleiben würden, ob hier ein überlegter Mord, oder Todschlag, begangen in der Notwehr, oder ein unglücklicher Zufall vorliege. Das Folgende war, wie gedacht, Sache der Staatsanwaltschaft.

15.

„Der schönste Tag der Woche ist und bleibt doch der Sonntag“, sagte Direktor Bindewald zu seiner Tochter, die den Kaffee in die Tasse goß. „Andere behaupten, dem Sonnabend gebühre dieser Ruhm, weil er die Vorfreude in sich berge; aber das ist nicht wahr. Denn dem Sonnabend haftet noch der Staub der Woche an, der Sonntag ist frei davon.“ Er nahm den ersten Schluck. „Siehst du, Kind, nun trinkt man so in aller Gemütslichkeit Kaffee, guckt nachher mal ins Bureau, nicht um zu arbeiten, sondern mehr aus Neugier, aus Zeitvertrieb; man trifft auf dem Heimweg Bekannte, mit denen man ein paar Worte wechselt, ist behaglich zu Mittag, schläft, trinkt Kaffee und bereitet sich auf die Theatervorstellung oder auf sonst was vor. Heute auf die Oper, die sonst bekanntlich nicht mein Fall ist. Der Herr Sohn dirigiert den „Troubadour“ — feine



Sache.“ Während er sich ein Brötchen strich, sang er halblaut: „Laß uns fliehen, laß uns fliehen, laß uns fliehen nach Berlin.“

Ruth, die ebenfalls Platz genommen hatte, mußte lachen.

„Aber so heißt es gar nicht, Papa.“

„Schadet nichts. Bei den Opern ist die Musik die Hauptsache, was da oben auf der Bühne gesprochen wird, versteht im Zuschauerraum kein Mensch. Das muß wohl so sein. — Aber wo bleibt Mama?“

„Sie wird gleich kommen.“

Bindewald warf seiner Tochter einen raschen Blick zu. Ihr Aussehen gefiel ihm seit einiger Zeit gar nicht.

„Bist mein braves Mädel“, sagte er ohne Übergang. „Komm, hier . . . jedem ein Ei, unserer kleinen Ruth zwei . . . Halt, keine Tränen! das kann ich nicht vertragen.“ In diesem Augenblick erfüllte ihn ein heftiger Groll, ja Haß gegen Herbert.

Frau Bindewald erschien. „Entschuldigt“, sagte sie, „aber ich mußte Frieda noch einige Anweisungen für das Mittagessen geben.“ Während sie ebenfalls frühstückte und sich dabei mit Mann und Tochter unterhielt, warf jener einen Blick in die Morgenzeitung. Politik — Theater — Lokales.

„Nanu, schon wieder ein Mord“, brummte er, als er die fettgedruckte Überschrift las, „noch dazu ein doppelster.“ Plötzlich entfiel ihm das Stück Brot, das er zum Munde führen wollte; sein volles, gesundes Gesicht wechselte so jäh die Farbe, daß Ruth, die es sah, sich ängstlich über den Tisch beugte.

„Was ist dir, Papa?“

„Ach nichts“, riß er sich mit aller Kraft zusammen. Aber dann sagte er sich, daß er jenes Entsetzliche, kaum Glaubliche, das er soeben gelesen hatte, Ruth und seiner Frau nicht vorenthalten könne. „Ein Irrtum, oder auch nur eine Namensverwechslung . . . Herr Godebrecht hat, soviel ich mich erinnere, einen Onkel, der nicht so ganz comme il faut ist . . .“

„Herbert?“ „Stieh Ruth heraus. „Ein Unglück? . . . Ist . . . er . . . tot?“

Bindewald sah erschüttert vor sich hin. „Ach, eigentlich etwas viel Schlimmeres, arme kleine Ruth . . . Komm, lies — und sei stark.“

Sie riß ihm die Zeitung heinabe aus der Hand, und dann unterbrach nach wenigen Sekunden ein Schrei die Stille, so aus innerster Seele kommend, daß das Ehepaar wie erstarrt dastand. In diesem Augenblick läutete jemand vor der Etagentür Sturm. Im Flur wurde ein eiliger Schritt hörbar, und dann stürmte der Kapellmeister herein. Gott sei Dank, dachte Bindewald, der sich dieser Lage nicht mehr gewachsen fühlte.

„Habt ihr schon gelesen?“ Der Kapellmeister bereute seine Frage, als er die Verfassung, in der seine Schwester sich befand, gewahrte. „Gute Morgen allerseits! Guten Morgen, Ruth!“ Er küßte seine Schwester auf beide Wangen.

„Ja, aber was ist denn nun eigentlich“, sagte Frau Bindewald fassungslos; „ich weiß ja noch gar nicht, was eigentlich geschehen ist.“

„Eine tief berührende Angelegenheit, Alara . . . nein, erzähl’ du es Mama, Walter.“ Damit stand er auf, mit ihm seine Tochter; wie eine Feder schnellte sie in die Höhe.

„Ich muß fort“, brachte sie in fliegender Hast heraus; „ich will zu ihm, jetzt, gleich.“

„Aber Kind, das geht doch nicht.“

„Doch, Papa. Was da steht, ist nicht wahr . . . ist nicht wahr!“ wiederholte sie schluchzend. „Herbert ein Mörder, ein Totschläger! . . . Ja, glaubst denn du das, Papa? . . . du, Walter? . . . Er hat sonst niemand, der ihm beisteht, keine Eltern, keine Geschwister . . . Ich will bei ihm sein.“ Damit war sie aus der Tür, ihre Angehörigen in stummer Bestürzung zurücklassend. In Hut und Mantel kam sie wieder, küßte flüchtig ihre Mutter, die vor sich hinweinte, obwohl sie immer noch nicht so recht wußte, was eigentlich passiert war — dann war Ruth gegangen.

Sie ließ sich auf das Polizeipräsidium fahren, wo man ihr bedeutete, daß Godebrecht (man sagte jetzt einfach Godebrecht) bereits dem Gericht zugeführt sei; dort angelangt, wurde ihr erklärt, ohne Besuchsschein könne sie nicht zu dem Gefangenen gelangen; sie müsse morgen wiederkommen.

Aber sie ließ nicht nach. Endlich ließ sich der Beamte dazu herbei, dem Richter, der den Sonntagsdienst versah, das Anliegen Ruths zu unterbreiten, und da Herbert keinesfalls den Eindruck gemacht hatte, daß hier Geheimnisse ausgetauscht werden sollten (er war ja auch in allem geständig, der Fall lag sonnenklar), gab der Richter seine Einwilligung zu einer Begegnung zwischen Ruth und Herbert in seinem Amtszimmer. Ein schneller Blick auf das Mädchen Gesicht bestimmte ihn, sich in der Folge ausschließlich seinen Akten zu widmen, der Protokollführer drehte seinen Stuhl so herum, daß er den jungen Leuten den Rücken zukehrte.

Herbert Godebrecht, der in seinem ganz aus der Form gebrachten Frackanzug mit dem zerknitterten Vorhemd einen seltsamen Anblick bot, trat Ruth einen Schritt entgegen.

„Du wolltest mich besuchen, Ruth?“ lächelte er mit blässen Lippen.

„Ja“, drang es wie ein Hauch zu ihm hin. „Ich dachte, . . . ich dachte, du würdest es vielleicht gern sehen, und da . . .“

Er sah sie mit brennenden Augen an, und was bis dahin ungeklärt in ihm gewesen war, zurückgehalten und gedämmt, das schoß angesichts dieses Mädchens wie ein klarer Quell zur Höhe, mächtig, erquickend, seine niedergebrogene Willenskraft aufrichtend. Unbekümmert um die Zeugen riß er die geliebte Gestalt an sich, widerstandslos hing sie an seinem Halse. So verging wohl eine halbe Minute; nichts war vernehmbar als das Geräusch der Protokollblätter, deren Inhalt der Richter auswendig zu lernen schien.

„Und die andere . . . du weißt, welche ich meine, Herbert . . . du hast ihr kein tieferes Interesse entgegengebracht?“ — fragte Ruth, nachdem Herbert in kurzen Zügen das Vorgefallene berichtet hatte.

„Fräulein Thea? . . . Nein, Ruth. Sie war mir nur innerlich nahegerückt durch ihr trauriges, armes Leben. Wie freudlos dies Leben war, wirst du noch erfahren.“ Er sah gedankenvoll durchs Fenster. „Aber das ist eine lange, lange Geschichte, eine Geschichte voller Widersprüche und Rätsel; ich selbst erscheine mir da wie ein Rätsel. Ach, wie oft habe ich an mir selbst herumgegrübelt, als ganz junger Mensch schon.“

„Und . . . der verhängnisvolle Schuß?“ fragte Ruth bang.

„Ja, der Schuß . . . Er hob den Revolver — Schumann und Rumpnagel haben es gesehen —, aber ich war schneller. Er hatte mich kaltblütig über den Haufen geschossen, und nicht nur mich; nie sah ich ein menschliches Gesicht so tierisch verzerrt. Ich handelte demnach, soweit der Wert eines Menschen in Frage steht, gewiß richtig, als ich zuerst schoß. Aber Mensch ist Mensch, Ruth, und ob es sich um einen Sperber oder um . . . sagen wir . . . um dich handelt, das ist dem Gesetz nach gleich.“ (Fortf. folgt.)

## Die Augen der Zigeunerin.

Von Hugo von Köller.

Wenn in der bulgarischen Dobrudscha die Felder abgeerntet waren, und der Herbst mit seinen rauben Winden auf der Hochebene einzog, dann begann die schöne Zeit der Jagd. Es war für mich das einzige Vergnügen, dessen ich mich in dem einsamen Leben auf meinem Steppengut erfreuen konnte. Wurde mir diese Freude durch Störzriede irgendwelcher Art verdorben, so konnte ich sehr böse werden und zu scharfen Maßnahmen meine Zuflucht nehmen. — Damals waren dort die Begriffe von Mein und Dein noch ziemlich unklar, ganz besonders in Bezug auf Jagdgebiete. Wenn man, so wie ich, aus den geordneten Verhältnissen unseres deutschen Vaterlandes kam und sich den damals noch verworrenen Rechtsbegriffen auf der Balkanhalbinsel oft hilflos gegenüber sah, so war man wohl leicht geneigt, etwas scharf anzuwareisen, um sich selbst Recht zu verschaffen.



Mit aller Mühe und sogar mit manchen Kämpfen hatte ich meine Jagdgebiete mit der Zeit von Wilddieben und Mäslägern so ziemlich geläubert. Und ich selbst wachte darüber, daß in meinen Revieren dem jagdbaren Wild in jeder Beziehung sein Recht wurde. Vor allem hielt ich mich streng an die Schonzeiten, und selbst bei Raubwild hütete ich mich nach Möglichkeit davor, säugendes Mutterwild abzuschießen, um die Jungen nicht einem elenden Hungertode preiszugeben. Für mein waidmännisches Empfinden war es einfach unbegreiflich, wie man Rebhühner jagen konnte, die vielleicht eine noch nicht flügge Brut versorgen, oder Hasen schießen, die kaum gefest hatten. Wo immer ich so etwas mal in meiner Nachbarschaft, auch in Revieren, die mich eigentlich garnichts angingen, sah, so trat ich solchem Unwesen energisch entgegen, selbst auf die Gefahr hin, sein Verständnis dafür zu finden.

Doppelte Freude hatte ich dann im Herbst auf der Hühner- oder Hasenjagd, wenn die Folgen waidmännischen Schönsens, waidmännischer Bege und Pflege sich zeigten, und die Jagd lohnend war. Lieber noch ein paar Tage über den Termin hinaus verlängerte ich die Schonzeit, als daß ich nur einen Tag zu früh die Jagd auf Hasen eröffnet hätte.

Am Vorabend eines solchen, für mich so wichtigen Tages ritt ich einmal über die Steppe. Da sah ich von weit her auf den gerade zum zweiten Male grünen Ebenen zwei gelbe Windhunde, die auf meinem Revier einen Hasen bekten. Mein waidmännisches Blut wallte auf. Hatte ich meine Hasen dazu geschont, daß Hunde ihr Mütchen an ihnen kühlen konnten. Und noch dazu vor der Eröffnung der Jagd! Ich geriet in hellen Zorn und ritt in schnellster Gangart vor, um die Hunde abzuschneiden, bevor sie den Hasen deckten. Es wurde ein wildes Rennen, als ob es um einen hohen Preis ging. Ich zitterte förmlich für den armen Hasen, der bereits anfang, Hasen zu schlagen, — ein sicheres Zeichen dafür, daß es mit seinen Kräften zu Ende ging. Ich holte aus meinem Pferde heraus, was es hergeben konnte, um den Hasen zu retten; aber leider entfernte sich dieser immer mehr von mir, weil er natürlich auch in mir nur einen Feind erblickte. Ich zog den Revolver und schoß trotz der weiten Entfernung auf die Hunde, um diese abzuschrecken, leider aber vergeblich. Sie kamen dem Hasen immer näher. Noch einen Hasen schlug er, — dann hatte der eine Hund ihn gepackt. Da war es zu Ende mit ihm!

Wütend stürmte ich heran, sprang aus dem Sattel und nahm die beiden fremden Hunde an den Riemen, um sie mitzunehmen. Die Tiere taten mir zu leid um sie als wilde Hunde zu erschicken, wie es mein Recht gewesen wäre; sie hatten ja auch nur das getan, was die Natur ihnen eingab, und wozu sie erzogen waren.

Plötzlich gewahrte ich in der Ferne einen Reiter, der auf einem kleinen, aber klugen Pferdchen herangejagt kam. Aha, dachte ich, da kommt der verantwortliche Abeskäter; mit dem werde ich gleich gründliche Abrechnung halten. Ich lud schnell wieder meinen Revolver und widelte meine Hekeweische wieder auf. Als ich wieder aufblickte, erkannte ich in dem wilden Reiter ein Mädchen von kaum 15 Jahren, das auf einem kleinen, rundlichen Gaul saß. Sie ritt auf dem blanken Pferde ohne Sattel, ohne Decke, führte auch keinen Zaum, sondern hatte ihrem Gaul nur eine Halfterleine durchs Maul gezogen, mit der sie das Tier lenkte. Ich erkannte sie sofort als eine Zigeunerin, ein in ihrer Art hübsches Mädchen. Sie trug nur ein fadenförmiges schwarzes Gewand, von dem die Beine herunterhingen. Aus ihrem erstaunten Gesicht ersah ich, daß sie die Situation, in der sie sich mit ihren Hunden befand, überhaupt nicht begriff. Als ich sie anrief: „Wo kommst Du her?“, suchte sie ängstlich zusammen. Sie hatte wohl alles andere hier mitten in der Steppe eher erwartet als einen „Fränk-Adam“, einen Europäer —, der ihr augenscheinlich die Hunde wegnehmen wollte. Erst auf meinen zweiten Anruf antwortete sie ganz harmlos: „Effendim, mein Vater liegt mit seiner Bande in acht Wagen dahinten in der Steppe. Und ich —“ „Und Du treibst Dich hier herum“, unterbrach ich sie heftig, „und bekst in meinem Revier Hasen!“ „Ja, Effendim“, antwortete sie dreist, „darf ich das vielleicht nicht?“ „Nein, das darfst Du nicht! Wo hast Du übrigens die Hunde her?“ „Die habe ich als ganz kleine Hekchen im vorigen Jahre in Rumänien von einem reichen Herrn geschenkt bekommen.“ Ich glaubte ihr kein Wort, nahm vielmehr an, daß die Hunde gestohlen seien; das ging mich ja aber nichts an. „Die Hunde pünde ich“, erklärte ich ihr kurz, „ebenso Dein Pferd. Und Dich werde ich so bestrafen, daß Dir die Lust vergehen soll, nochmals in meinem Revier zu wildieben.“

Da blickte mich das Mädchen aus ihren schönen Augen ganz verständnislos an. Sie glaubte wohl nicht, daß ich das Recht dazu hatte; aber als die Schwächere mußte sie sich in ihr Schicksal ergeben; sie fühlte sich momentan in der Gewalt eines stärkeren. „Effendim“, sagte sie traurig, „Mit mir magst Du tun, was Du willst, nur bitte nimm mir nicht

meine Hunde und mein Pferdchen.“ Dabei ließen ihr zwei große Tränen über die braunen Wangen. „Weißt Du gar nicht, daß Du etwas Unerlaubtes getan hast?“ fragte ich. „Nein, Effendim, das weiß ich nicht. Es ist doch nichts Böses, wenn ich mir von meinen Hunden einen Hasen greifen lasse.“ — Ich war überzeugt, daß sie es wirklich nicht besser wußte. Aber damit sie es lernte, sollte sie wenigstens eine kleine Strafe bekommen. Auf meinen Befehl, vom Pferde zu steigen, ließ sie sich sofort zur Erde gleiten. — Ich stieg wieder in den Sattel, befestigte aber die Hunde am Riemen. „Nun folge mir!“ befahl ich kurz. Die junge Zigeunerin führte ihr Pferdchen hinter mir her und weinte leise vor sich hin.

Als wir schon in der Nähe meines Gutshofes waren, sprang sie plötzlich vor mein Pferd, warf sich auf die Erde und jammerte: „Herr, peitsche mich, soviel Du willst, aber bitte tue meinen Hunden nichts.“ Dabei ließen ihr die Tränen immer über das braune Gesicht.

Das Mädchen tat mir leid; ihre Liebe zu ihren Tieren war rührend. Als ich sie nochmals streng ansahen wollte, traf mich ein so flehentliches Blick aus ihren Augen, daß auch die letzte Spur von Groll in mir erlosch. Ich ließ die Hunde los. „Nach, daß Du fortkommst!“ rief ich ihr zu, „und lasse Dich hier nie wieder sehen!“

Mit einem Freudenschrei stürzte sich die Zigeunerin auf ihre Hunde und liebkoste sie wie Kinder. Dann sprang sie leichtfüßig wie ein kleines Raubtier wieder auf ihr Pferdchen.

„Möge Allah Ihnen tausendfach vergelten, daß Sie gut zu mir waren“, rief sie mir zu und jagte in die Steppe zurück.

## Singsang und Klingklang.

Von Jo Hanns Rösler.

Es war in Wien zur Zeit des großen Sängerfestes. — Am Vorabend des Schubert-Konzertes in der Festhalle saßen beim Heurigen drei Männer: Triller, Truller und Troller. „Ohne mich können sie morgen nicht anfangen“, trumpft Troller auf.

„Ohne dich? Singst du ein Solo?“

„Das nicht. Aber ich habe die Schlüssel zur Festhalle.“

\*  
Paderewski ließ eine neue Schülerin eine Sonate von Schubert spielen. „Ehe Sie beginnen, möchte ich Ihnen erklären, daß der Komponist dabei an eine Frau gedacht hat, vielleicht an ein junges Mädchen, das er liebte. Erwägen Sie das bitte, und nun beginnen Sie.“

Die Schülerin geht auf die Sonate los. Schlägt Tasten und Töne.

Ärgerlich unterbricht Paderewski sie: „Aber, liebes Kind, wie Sie spielen, ist es nie eine Liebesbitte an ein junges Mädchen, viel eher eine Abfage an die eigene Frau nach zehnjähriger Ehe.“

\*  
Im Kaffeehaus spielt eine Kapelle. Andachtsvolle Stille. Das Larghetto der zweiten Sinfonie von Beethoven verflingt. „Ein schönes Stück“, marschiert ein Bildungsbesessener zum Kapellmeister, „was war das?“

Der Kapellmeister nimmt seine braun gebundenen Noten, bezieht den Umschlag und sagt: „Ruststück 197.“

\*  
Anlässlich einer Jahrhundertfeier überreichte man Franz List einen Ehrenfabel.

„Warum mir diese militärische Ehre?“ fragte List bescheiden.

„Weil Sie der größte Flügelmann unserer Zeit sind.“

\*  
Herr Suppengrün ist ein eifriger Sänger. Zu Hochzeiten, Kindtaufen und so.

Die Stimmung steigt.

Da wendet sich Suppengrün an ein frisches Fräulein: „Ich möchte jetzt „Im tiefen Keller“ singen. Wollen Sie mich begleiten?“

„Gern“, sagt das Mädchen, „aber gehen Sie, bitte, voraus, damit es niemand merkt.“

\*  
Goldfische vom Stadttheater ist eingeladen.

Zum Abendessen. Bei Brausewitters. In Firma Brausewetter u. Söhne.

Nach dem Essen bittet man Goldfische um ein Lied.

„Ich möchte nicht“, wehrt er, „die Nachbarn könnten sich belächeln, da es schon so spät ist.“

„Das sollen sie gerade. Deswegen haben wir Sie ja hergesehen. Die hören uns doch auch jeden Abend mit ihrer Sprechmaschine.“





## Die deutsche Frau und der Wintersport.

„Sie schwebte still, zuerst umkreist von vielen  
Geflügelten, weitlaufenden Gespielen, —  
Dort stürmte wild die purpurne Bachantinnen,  
Hier maß den Lauf die peimliche Pheantinnen,  
Sie aber wiegte sich mit schlanker Kraft  
Und leichten Leibes, lustig, elkenhaft,  
Sie glitt dahin, das Eis berührend kaum.“

sagt C. F. Meyer in seinem lebendigen Gedicht „Die Schlittschuher“ von der schönen Frau auf dem Eise. Deutzutage üben die deutschen Frauen und Mädchen mit großer Vorliebe sich in der Kunst des Eislaufens und jedes anderen Wintersports und doch ist es noch nicht allzu lange her, da wollten sie nichts von diesem „frohtigen Vergnügen“ wissen, so sehr sich auch hervorragende Männer bemühten, das Schlittschuhlaufen einzuführen.

Man behauptete, es sei gegen den Anstand und die edle Sitte, wenn sich eine Frau dem Schlittschuhlauf ergebe. In dem „nukbaren, galanten und kuriofen Frauenzimmer-Lexikon“, einem umfangreichen Werk, das ein gewisser Amaranth im Jahre 1715 herausgab, findet man in betreff Wintervergnügen der Frauenwelt nur eine eingehendere Betrachtung über das Schlittschuhfahren. Der Autor sagt, es „ist ein Divertissement und Zeitvertreib im Winter vor das Frauenzimmer, da sie sich von einem Mannsvolk auf einen einspännigen und mit allerlei Zuerrathes ausgeputzten Rean- und Schellenkutschen entweder in der Stadt herum oder über Land führen und leiten lassen.“ Von den Schlittschuhen sagt er, „sind kleine hölzerne und mit Stahl unterlegte Rufen, so das Frauenzimmer in Holland sich an die Füße fest umbinde, und damit über das Eis zu Lust und Zeitvertreib zu fahren pflegen, sie können mit selbigen weiter als mit Pferden kommen.“ Die deutschen Frauen aber warnt er an anderer Stelle ernsthaft vor solchem Tun, und gleiches tat auch zwanzig Jahre später die „göttliche Kolumus“, die gelehrte Frau Joh. Christoph Gottscheds; Luise Adelgunde Gottsched gab damals in allen Fragen guter Mädchen-erziehung den Ton an. Später dann, als Klopstock den Wintersport in Deutschland einzuführen versuchte, gab er sich die größte Mühe, auch die Damen dafür zu gewinnen; doch auch ihm wurde heftig widersprochen und widerstrebt. Er versuchte es immer wieder, aus den „jüngsten und leichtesten Damen rechte Eisprinzessinnen“ zu machen und bittet auch immer wieder seine geliebte „Edone“, die schöne Cäcilie Ambrosius, ob sie nicht „ein holländisches Mädchen und seine Schülerin auf dem Eise werden wolle.“ Immer vergeblich, denn die sogenannte gute Sitte war mächtiger als er.

Aber langsam, langsam gewinnt der Wintersport bei der deutschen Frau an Boden, und in der Sturm- und Drangzeit wird auch mit diesem Vorurteil etwas aufgeräumt. Wir leben jetzt den jungen Goethe mit seinen Frankfurter Freundinnen nach den Rödelheimer Wiesen an der Ridda ziehen und den „Eishochzeitstag“ feiern. Später dann in Weimar fahren alle Damen der Hofgesellschaft Schlittschuh, da auch die Herzogin diesem Vergnügen huldigt. Koner erzählt in seinen Erinnerungen: „Auch die regierende Herzogin, die Frau von Stein und mehrere andere Damen ließen sich dazu herbei, den Schlittschuhlauf zu erlernen, und es war eine Freude, die Durchlauchtigste Frau mit vollem Anstand über das Eis schweben zu sehen. Die Corona Schröter hatte viel Fertigkeit darin erlernt; ihre schöne Figur nahm sich dabei vortrefflich aus.“

Es kann nun nicht wundernehmen, daß, als nur erst eine Breishe in die Mauer der Vorurteile geschlagen war, sich der Wintersport bei den Frauen immer mehr einzubürgern begann. Sophie La Roche tritt in ihrer vielgelesenen Frauen-zeitschrift „Bomona“ energisch für ihn ein, und da sie am Ende des 18. Jahrhunderts ebenso einflussreich in Sachen der Mädchenerziehung war wie die Gottschedin in der Mitte, so findet sie viele Gefolgschaft. Und jetzt traten auch noch andere fortschrittliche Erzieher und die Ärzte an ihre Seite und forderien mit Nachdruck die Stärkung des weiblichen Körpers durch solche Winterfreuden in der Natur. Im Jahre 1791 sagt der Arzt J. P. Frank in seinem „System einer vollständigen medizinischen Polizei“: „Das Schlittschuhlaufen ist die allgemeine Erziehung der holländischen Jugend und verdient überall mit Fleiß eingeführt zu werden. Das weibliche Geschlecht hat in den Niederlanden Kräfte genug, um

der Kälte mit klinkem Fuß Troh zu bieten, währenddem unsere simperlichen Dinger hinter dem Ofen Fisel striden.“

Als dann im Anfang des 19. Jahrhunderts die große Sängerin Henriette Sonntag, die eine Zeitlang in Deutschland in Sachen der Mode den Ton angab, eifrig dem Schlittschuhlauf huldigte, folgte ihr auch darin die große Menge, und seitdem bildet der Wintersport auch für die Frauenwelt ein Hauptvergnügen. Hans Bege.

## Praktische Winke für die Hausfrau.

**Ein guter Hausmacherleim.** Wenn es sich darum handelt, z. B. in der Haushaltung ein Glas- oder Porzellanstück, ein Spielzeug oder dergl., wenn es zerbrochen, schnell zu verleimen, so löst man in einem erwärmten Büffel etwas weiche Gelatine mit ein wenig Essig auf und bestreicht die zu verleimenden Gegenstände mit der erhaltenen klaren Lösung. Hat man dem Essig einige Körnchen chromsaures Kali zugelegt und das verleimte Stück einige Zeit dem Lichte ausgesetzt, so kann man es sogar nachher in Wasser legen, ohne daß es an der verleimten Stelle auseinander geht.

**Schwämme zu reinigen.** Schwämme werden von Laugen und siedenden Flüssigkeiten angegriffen. Daher reinigt man die durch langen Gebrauch schmierig gewordenen Schwämme am besten kalt mit sehr verdünnter Salzsäure. Badeschwämme bilden bei Unsauberkeit eine sehr günstige Brutstätte für mikroskopisch kleine Pilze. Um sie sauber zu erhalten, werden sie am besten öfters mit starkem Salzwasser ausgewaschen, dem man einen Schuß Salmiak zugelegt hat, dann mit reinem Wasser nachgewaschen, gut ausgedrückt und an der Luft getrocknet.

## Karnevals-Moden.

Bobachs Neues Masken-Album ist erschienen. 114 verschiedene Kostüme werden in dem Album dargestellt. Phantasie- und Charakterkostüme wechseln mit Volks- und Nationaltrachten ab. Für jeden ist etwas Passendes dabei, für schlanke und vollschlanke Damen, für Familienväter und Junggesellen jeden Alters und selbstverständlich auch für die Kinder. Die Phantasiekostüme lassen besonders viel Spielraum in der individuellen Gestaltung und Anpassung an die Trägerin. Nicht nur Nähmaschine, Nadel, Zwirn und Seide, sondern auch Reliefs und Lackfarben sowie die neuen Pastellmasse sind zum notwendigen Handwerkzeug für diejenigen Damen geworden, die Wert darauf legen, ein Kostüm zur Schau zu stellen, das überhaupt nur einmal vorhanden ist. Schnitt, Aufbügel- und Façonmuster sowie Schablonen erleichtern die zu leistende Arbeit. (W. Bobach u. Co., Leipzig C. 1.)

## Mode-Zeitschriften.

„Der Bazar“, die älteste deutsche Frauen- und Modezeitschrift, beginnt jetzt seinen 75. Jahrgang. Das besonders reichhaltige Jubiläumshft bringt neben hübschen Zeichnungen von Arthur Kampf, Max Slevogt und Erik Koch-Gotha eine interessante Rückschau „75 Jahre Deutsches Frauenleben“. Agnes Miegel plaudert über „Das Modenbild“, Maria v. Bunsen widerlegt das Märchen von der „Guten alten Zeit“, Max v. Boehn prophezeit launig die Wiederkehr der Krinoline, Alexander v. Gleichen-Rußwurm untersucht die gesellschaftlichen Zustände vor 75 Jahren, Alice Salomon, die Leiterin der sozialen Frauenschule, spricht über die Mütter von einst und jetzt, Ilse Reide über die schreibende, Herbert Eulenberg über die lesende Frau und O. von Kossitz, geb. von Sindenburg, über die Gesellschaftsdame von heute. Der bekannte Graphologe Rafael Schermann prüft die Zusammenhänge zwischen Schriftbild und Mode und kommt dabei zu neuen Ergebnissen. Der modische Teil bringt u. a. den Kreislauf der Mode in 75 Jahren.

Das erste Jahreshft der Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“ vereinigt mit „Frau und Gegenwart“ stellt die Frage nach den bekanntesten und beliebtesten Frauen in Deutschland der Gegenwart. Es bringt der Jahreszeit entsprechend, neueste Modelle der Wintersportkleidung und einige bedeutende Aufsätze über die verschiedenen Arten wintersportlicher Betätigung und ihrer Werte für Gesundheit und körperliche Ertüchtigung. (Verlag G. Braun in Karlsruhe.)